

## Zusammenfassung

Die Forschung der letzten Jahre hat gezeigt, dass die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) nicht nur ein Phänomen des Kindes- und Jugendalters ist, sondern auch bis in das Erwachsenenalter hinein persistieren kann. Einzelne Studien verweisen dabei auf den Einfluss, den ADHS auf die berufliche Entwicklung haben kann, und beschreiben ADHS in diesem Kontext zumeist als Risikofaktor. Es gibt jedoch auch Menschen mit ADHS, die sich beruflich positiv entwickeln und denen es gelingt, berufliche Zufriedenheit zu erlangen.

Was ist anders bei diesen Menschen? Dieser Frage widmet sich die Resilienzforschung, indem sie nicht nur mögliche Risikofaktoren betrachtet, sondern vor allem potenzielle Ressourcen zu identifizieren sucht und das Zusammenspiel von Risikofaktoren und Ressourcen analysiert. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist damit, aus der Perspektive der Resilienzforschung die Frage zu untersuchen, auf welche Art und Weise ADHS die berufliche Entwicklung beeinflusst und wie es Menschen mit ADHS – trotz des erhöhten Risikos – gelingt, berufliche Zufriedenheit zu erlangen.

Hierzu wurden 28 biographisch orientierte Interviews mit ADHS-Betroffenen geführt, ihre biographischen Lebensverläufe untersucht und die Interviews mittels des theoretischen Kodierens nach der Grounded Theory analysiert. Einzelne thematische Bereiche wurden mit Hilfe der qualitativen Inhaltsanalyse erfasst.

Die Analyse ermöglichte eine erstmalige Beschreibung berufsbiographischer Lebensverläufe von Menschen mit ADHS. Die Ergebnisse zeigen, dass das Erleben von Diagnose und Therapie sowie die Art und Weise der Krankheitsbewältigung die berufliche Sozialisation und damit die berufliche Entwicklung beeinflussen können. Des Weiteren wirken alle diese Bereiche auf das berufliche Selbstkonzept und damit auf die berufliche Passung von Menschen mit ADHS. Aus diesen Erkenntnissen wurde ein Modell der beruflichen Passung von Menschen mit ADHS entwickelt, dessen Bedeutung für die pädagogische Praxis abschließend diskutiert wird.

# 1 Einleitung

*„Mitten im Winter habe ich erfahren, dass es  
in mir einen unbesiegbaren Sommer gibt.“  
Albert Camus*

Die Erfahrung, die Albert Camus hier beschreibt, verweist auf ein Phänomen, das Menschen im Alltag wie in der Wissenschaft zugleich fasziniert. Es scheint Menschen zu geben, die entgegen aller Erwartungen und trotz widrigster Umstände in ihrem Leben Krisen überstehen und sogar gestärkt daraus hervorgehen. Daraus folgt die Annahme, dass nicht nur Risiken und Krisen das Leben von Menschen bestimmen, sondern dass es auf der anderen Seite auch Faktoren gibt, die schützend und fördernd wirken. Dieses Phänomen zu verstehen und für andere Menschen nutzbar zu machen ist Ziel der Resilienzforschung.

Resilienz lässt sich im weitesten Sinne als psychische Widerstandskraft beschreiben. Der Begriff der Resilienz bezeichnet die Fähigkeit eines Menschen, „Entwicklungsrisiken weitgehend zu vermindern oder zu kompensieren, negative Einflüsse auszugleichen und sich gleichzeitig gesundheitsförderliche [bzw. bewältigungsrelevante (Wustmann 2005, S. 192)] Kompetenzen anzueignen“ (Laucht et al. 2000, S. 104).

Dabei ist Resilienz keinesfalls als ein einzelner Faktor zu verstehen. Die Resilienzforschung sieht vielmehr die psychische Widerstandskraft als das Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels von sogenannten Risikofaktoren und Ressourcen (Fingerle 2007). Dabei sind unter Risikofaktoren jegliche personen- oder umweltbezogene Faktoren zu verstehen, die die positive Entwicklung einer Person gefährden können, wie z.B. Armut oder psychische Erkrankung. Ressourcen hingegen sind interne und externe Faktoren, die genutzt werden können, um Krisen erfolgreich zu bewältigen, wie z.B. ein positives Selbstwertgefühl oder ein unterstützendes soziales Netzwerk.<sup>1</sup>

Krisen, in denen Resilienz an Bedeutung gewinnt, können sich in den verschiedensten Lebensbereichen zeigen. In unserem Kulturkreis gilt die Erwerbsarbeit als ein besonders zentraler Lebensbereich, in dem Krisen schnell existenzbedrohende Ausmaße annehmen können. Kommt es hier zu einer Destabilisierung, kann sich dies auch auf das private Leben und die eigene Gesundheit auswirken (Hollederer/Brandt 2006). Das heutige gesellschaftliche System zentriert sich stark auf Erwerbsarbeit, so dass eine stabile und erfüllende Beschäftigung bzw. eine gelungene berufliche Entwicklung eng mit der Vorstellung von einem gelungenen Leben verknüpft wird (Ohlbrecht 2007). Krisen in diesem Bereich, wie z.B. unsichere Beschäftigung oder Arbeitslosigkeit, führen nicht nur zu materiellen Einschränkungen bis hin zur Existenzbedrohung, sondern auch zu dem Gefühl der sozialen Ausgrenzung und einem niedrigeren Selbstwert (Hess et al. 1991, Holleder/Brandt 2006). Entsprechend wichtig erhebt sich die Frage, welche Risikofakto-

---

<sup>1</sup> Zur Schwierigkeit der klaren Abgrenzung und Unterscheidung von Risikofaktoren und Ressourcen siehe Kapitel 2.1.2.

ren, aber auch welche Ressourcen für Personen in Bezug auf ihre berufliche Entwicklung Bedeutung erlangen.

Ein möglicher Risikofaktor in der beruflichen Entwicklung ist die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS). ADHS zählt zu den psychischen Erkrankungen und zeichnet sich durch ein starkes Aufmerksamkeitsdefizit sowie erhöhte Impulsivität und Hyperaktivität aus. Entgegen früherer Annahmen, dass ADHS sich vor allem auf das Kindes- und Jugendalter beschränkt, geht man heute davon aus, dass die Symptome häufig bis ins Erwachsenenalter und damit bis in die Erwerbstätigkeit bestehen bleiben. Es überrascht daher nicht, dass die Symptomatik von Beginn an entscheidende Auswirkungen auf die psychosoziale und damit auch auf die berufliche Entwicklung haben kann (Lehmkuhl 2007). Verschiedene Autoren konnten in Quer- und Längsschnittstudien zeigen, dass Menschen mit einer ADHS-Diagnose im Vergleich zu Menschen ohne ADHS-Diagnose eine niedrigere Wahrscheinlichkeit haben, höhere Schul- und Bildungsabschlüsse zu erreichen (Biederman et al. 2006, Barkley et al. 2008). Außerdem befinden sich Personen, die von ADHS betroffen sind, eher in Beschäftigungsverhältnissen, die unter ihren intellektuellen Möglichkeiten bleiben, und diese Personen haben ein grundsätzlich erhöhtes Risiko der Erwerbslosigkeit (Biederman et al. 2006, Able et al. 2007, Biederman et al. 2008).

Da jedoch erst seit einigen Jahren bekannt ist, dass ADHS sich bis in das Erwachsenenalter hinein fortsetzen kann, ist bis auf einzelne Statistiken nur wenig darüber bekannt, wie genau ADHS das Berufs- und Privatleben im Erwachsenenalter beeinflusst. Der Großteil der bisherigen Forschung stammt aus dem medizinischen oder psychiatrischen Bereich. Deshalb beziehen sich die Erkenntnisse vorwiegend auf die Bereiche Diagnostik, Therapie und Medikation. Wissen darüber, wie ADHS das Alltagsleben bzw. das Berufsleben beeinflusst, und vor allem, wie die betroffenen Erwachsenen mit der Diagnose und der Symptomatik umgehen, gibt es kaum. Verfolgt man die aktuellen Veröffentlichungen wissenschaftlicher Publikationen oder die Themensetzungen auf Fachtagungen, lässt sich erst in den letzten Jahren ein aufkommendes Interesse der Forschung in diesem Bereich feststellen.

Nach wie vor zeigt die existierende Forschung zu ADHS jedoch eine starke Defizitorientierung auf. Im Vordergrund steht die Frage, warum Defizite vorhanden sind und wie man diese Defizite erkennen und beheben kann. Zwar finden sich Menschen mit ADHS im Vergleich zu Menschen ohne ADHS mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit in der Arbeitslosenstatistik, aber es gibt genauso Menschen mit ADHS, die sich – trotz des erhöhten Risikos – beruflich positiv entwickeln und einer Arbeit nachgehen, in der sie eine hohe Zufriedenheit erleben.

Was ist anders bei diesen Menschen? Warum sind Menschen mit ADHS, die mit ähnlichen Voraussetzungen in das Erwerbsleben eintreten, im einen Fall von Arbeitslosigkeit betroffen und im anderen Fall beruflich zufrieden? Genau diese Fragen stellt die Resilienzforschung, indem sie die Perspektive von der Betrachtung der Defizite hin zur Betrachtung der Ressourcen wechselt. Der Fokus liegt also nicht darauf, warum ein beruflicher Verlauf als negativ zu beurteilen ist und welche Defizite zu dieser negativen Entwicklung geführt haben, sondern es wird analysiert, warum sich Individuen trotz eines erhöhten Risikos positiv entwickeln.

Das Ziel dieser Arbeit ist somit die Untersuchung der beruflichen Entwicklung von Menschen mit ADHS aus einer ressourcenorientierte Perspektive. Es soll die Frage be-

antwortet werden, wie Menschen, die eine ADHS-Diagnose erhalten haben, es trotz der damit verbundenen Symptomatik schaffen, berufliche Zufriedenheit zu erlangen. Im Zentrum steht die subjektive Sichtweise der Betroffenen auf die Diagnose, ihr Krankheitserleben, ihr Umgang damit und ihre eigene Sicht auf ihre berufliche Entwicklung. Hierfür wurden 28 halbstrukturierte, biographisch orientierte Interviews mit von ADHS betroffenen Menschen im Alter von 18 bis 58 Jahren durchgeführt, ihre biographischen Lebensverläufe untersucht und die Interviews mittels theoretischen Kodierens nach der Grounded Theory auf die obigen Aspekte hin analysiert.

Die Ergebnisse der Analyse ermöglichen eine erstmalige Beschreibung beruflicher Lebensverläufe von Menschen mit ADHS und deren biographische Deutung. Dazu zählen Einblicke in die Bedeutung der Diagnose für die Betroffenen und in deren subjektive Deutungsmuster hinsichtlich der Symptome, des Krankheitserlebens und der daraus folgenden Krankheitsbewältigung. Im Zentrum der Ergebnisgewinnung steht die Analyse der beruflichen Verläufe und das darauf aufbauende berufliche Passungsmodell, das die oben beschriebene Frage nach der Herstellung von beruflicher Zufriedenheit zu beantworten sucht.

In den letzten Jahren hat sich ein kritischer Diskurs um die ADHS-Diagnose entwickelt (Drüe 2007, Leuzinger-Bohleber 2006), der in die Analysen dieser Arbeit mit einfließen wird. Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist jedoch nicht die Dekonstruktion des ADHS-Konstrukts. Vielmehr will sie den Menschen als handlungsorientiertes Subjekt in das Zentrum des Erkenntnisinteresses setzen. Das übergeordnete Ziel ist somit ein besseres Verständnis beruflicher Entwicklungsprozesse bei Menschen mit ADHS-Diagnose. Für die Pädagogik ist dies von besonderem Nutzen, da durch die Ergebnisse dieser Arbeit ein besseres Verständnis von beruflicher Passung für Menschen mit ADHS erreicht werden kann. Die Betrachtung von Bildungs- und Entwicklungsverläufen aus ressourcenorientierter Sicht lohnt sich gerade deshalb, weil dadurch Möglichkeiten zur Förderung einer gelungenen beruflichen Entwicklung aufgezeigt werden, und weil wichtige Hinweise für Interventions-, aber insbesondere auch Präventionsmaßnahmen gegeben werden.

Um sich der Thematik zu nähern, führt das zweite Kapitel zunächst in das Konzept der Resilienz und in die verschiedenen Theorien beruflicher Entwicklung ein, um dann einen Überblick der wichtigsten Forschungsergebnisse zu ADHS bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen als möglichen Risikofaktor in beruflichen und außerberuflichen Feldern zu geben. Im dritten Kapitel werden die methodischen Zugänge und die einzelnen Analyseschritte erläutert, mit denen das Interviewmaterial bearbeitet wurde. Die Ergebnisdarstellung im vierten Kapitel teilt sich auf in die Beschreibung des Erlebens von Diagnose, Therapie und ADHS als Krankheit sowie die daraus resultierenden Strategien der Krankheitsbewältigung. Die Darstellung möglicher Auswirkungen von ADHS auf einzelne Bereiche der beruflichen Sozialisation und die Analyse der beruflichen Verlaufsmuster schließen sich an. Im fünften Kapitel wird das aus den Ergebnissen der Arbeit entwickelte Passungsmodell vorgestellt und dessen Bedeutung für die einzelnen Teilergebnisse sowie die sich daraus ergebenden Implikationen für die Förderung beruflicher Passung. Abschließend werden Perspektiven für weitere Forschung diskutiert und die Gesamtergebnisse der Arbeit noch einmal zusammengefasst und resümiert.



## 2 ADHS als (Risiko-)Faktor für die berufliche Entwicklung

Die Forschung der letzten Jahre hat gezeigt, dass die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) nicht nur ein Phänomen des Kindes- und Jugendalters ist, sondern auch bis in das Erwachsenenalter hinein persistieren und entscheidenden Einfluss auf die berufliche Entwicklung haben kann. Um ADHS als Risikofaktor in der beruflichen Entwicklung betrachten zu können, werden zunächst die Konstrukte Risikofaktor und Ressource beschrieben, die dem Resilienzkonzept zugrunde liegen, und dessen Besonderheiten und Dynamiken dargestellt.

In einem zweiten Schritt wird ein Überblick der wichtigsten beruflichen Entwicklungstheorien gegeben, die in Verbindung mit dem Resilienzkonzept die Grundlagen für die späteren Analysen des Datenmaterials bilden. Es folgt die Einführung in das Krankheitsbild der ADHS aus einer biopsychosozialen Perspektive. Darauf aufbauend werden die aktuellen Forschungsergebnisse zu ADHS als möglichem Risikofaktor in der beruflichen Entwicklung vorgestellt.

### 2.1 Zur Dynamik von Risiken und Ressourcen im Lebensverlauf

In der pädagogischen Forschung der vergangenen Jahre wird häufig über Personen berichtet, die mit Krisen funktionaler umgehen können und diese besser meistern als andere Personen. Am Beispiel des unerwarteten Verlustes des Arbeitsplatzes lässt sich dies verdeutlichen. Es kann Menschen geben, die ein höheres Risiko haben in dieser Situation in eine Lethargie zu verfallen, die sich eventuell zu einer manifesten Depression entwickeln kann. Andere Menschen gehen, nach einem Moment der Anpassung an die veränderte Situation, mit neuer Energie an die Gestaltung ihrer Zukunft und können im Rückblick den Verlust des Arbeitsplatzes sogar positiv als Chance werten. In diesem Zusammenhang spricht man von resilientem Verhalten (Welter-Enderlin/Hildenbrand 2006). Allgemeiner ausgedrückt, beschäftigt sich die Resilienzforschung mit der Fähigkeit von Menschen, Krisen zu überstehen und gestärkt daraus hervorzugehen (Wustmann 2005). Das folgende Kapitel benennt die Grundlagen des Resilienz-Konzeptes und seiner Erforschung. Grundbegriffe der Resilienzforschung, *Resilienz*, *Vulnerabilität*, *Risikofaktoren* und *Schutzfaktoren* bzw. *Ressource*, werden definiert und in ihrer Bedeutung diskutiert. Dies wird verbunden mit einem geschichtlichen Abriss der Resilienzforschung, um die Entwicklung des Konzeptes, seine Stärken und Schwächen, bis in die heutige Zeit nachvollziehen zu können. Anschließend werden Studien zum Themenbereich Resilienz sowie aktuelle Erkenntnisse zur Dynamik von Risiken und Ressourcen im Lebensverlauf und deren Ambiguität vorgestellt. Eine kritische Würdigung des Resilienzkonzeptes sowie Ausführungen zum Nutzen, aber auch zu den Grenzen des Konzeptes für die Pädagogik, schließen das Kapitel ab.

### 2.1.1 Resilienz, Vulnerabilität, Risiko- und Schutzfaktoren

Die Resilienzforschung beschäftigt sich mit der Bewältigung von Krisen durch Personen, und es werden interindividuelle Unterschiede im Umgang mit schwierigen Lebenssituationen betrachtet (Opp/Fingerle 2007). Im Wesentlichen sind im Bereich der Resilienzforschung vier Begriffe von zentraler Bedeutung: *Resilienz*, *Vulnerabilität*, *Risiko-* und *Schutzfaktor*.

Zuerst gilt es das Konzept Resilienz an sich zu beschreiben. Bei der Definition des Begriffes *Resilienz* besteht in der Literatur große Uneinigkeit (Fingerle 2007). Dies rührt daher, dass der Begriff *Resilienz* in der Vergangenheit vielen verschiedenen Einflüssen unterworfen war und das Konzept sich ständig in der Weiterentwicklung befindet. Daher soll ein kurzer historischer Abriss der Vorgänger der heutigen Resilienzforschung gegeben werden.

Die Resilienzforschung hat sich aus der Untersuchung von möglichen Risikofaktoren entwickelt. Eine der ersten größeren modernen High-Risk-Studien wurde in den 1950er Jahren in New York begonnen (Langegger 2005). Die grundlegenden Forschungen in diesem Bereich stammen fast ausschließlich aus dem angloamerikanischen Raum. Erst in den achtziger Jahren erwachte auch das deutsche Interesse an der Resilienzforschung (Lösel/Bender 1999).

Vor den 1970er Jahren befassten sich Studien vorrangig mit den maladaptiven Entwicklungen von psychisch kranken Menschen (Holtmann/Schmidt 2004). Personen, die sich wider Erwarten positiv entwickelten, wurden als Ausnahme bzw. als atypisch gesehen (Holtmann/Schmidt 2004). Erst später wurde erkannt, dass z.B. an Schizophrenie erkrankte Menschen einen besseren Krankheitsverlauf hatten, wenn sie vor Krankheitsausbruch einen positiven Bildungsverlauf und eine positive berufliche Entwicklung aufwiesen (Garmezy 1970). Diese und ähnliche Erkenntnisse motivierten dazu, verstärkt auch nach den Ressourcen von Menschen zu forschen.

Murphy sprach 1974 in einem seiner Aufsätze über das *resiliente Kind* (Welter-Enderlin 2006). In den 1980er Jahren prägten Kauffman und Kollegen (1979) im Titel einer ihrer Studien den Begriff der *Superkids*. Kauffman und Kollegen (1979) verglichen Kinder psychotischer Mütter mit Kindern nicht psychisch erkrankter Mütter und fanden heraus, dass sich einzelne Kinder, trotz der hohen Belastung und der genetischen Disposition, sogar besser entwickelt hatten als Kinder aus der Kontrollgruppe. Die Euphorie über solch ein ungewöhnliches Verhalten zeigt sich in der Beschreibung „vulnerable, but invincible“, die Werner und Smith (1989) für die untersuchten Kinder in der Veröffentlichung ihrer Kauai-Studie (s. Abschnitt 2.1.2) benutzten. Resilienz wurde lange Zeit mit Adjektiven wie *unbesiegbar* oder *unverwundbar* gleichgesetzt (Wustmann 2005). Diese einseitige Sicht ist heutzutage einer Betrachtungsweise gewichen, die Resilienz als allgemeines Phänomen ansieht, und somit zu einem besseren Verständnis von individueller Variabilität im Umgang mit aversiven Faktoren geführt hat (Holtmann/Schmidt 2004).

Als Ergebnis der bisherigen Forschung beschreiben Holtmann und Schmidt (2004) Resilienz als „einen dynamischen oder kompensatorischen Prozess positiver Anpassung angesichts bedeutender Belastungen“ (S. 195). Aus dieser Definition lässt sich schlussfolgern, dass Resilienz nur dann vorliegen kann, wenn zwei entscheidende Voraussetzungen erfüllt sind. Einerseits muss die Person unter signifikanten Belastungen bzw. einer akuten Bedrohung leben, und zweitens muss sie diese erfolgreich bewältigen. Resilienz ist also nicht nur mit dem positiven Entwicklungsbild einer Person in Verbindung

zu bringen, sondern es muss auch eine Krise vorhanden sein, die die Person erfolgreich bewältigt. Welter-Enderlin (2006) greift diesen Gedanken auf und erweitert die Definition um den Aspekt der Ressource. Die Autorin schreibt: „Unter Resilienz wird die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen.“ (S.13).

Ein wichtiger Durchbruch in der Forschung war die Einsicht, dass Resilienz nicht eine unveränderliche, immerwährende Persönlichkeitseigenschaft ist, sondern dass Personen zu einem bestimmten Zeitpunkt sich einer aversiven Situation gegenüber resilient zeigen können und zu einem anderen Zeitpunkt sich gegenüber anderen Belastungen vulnerabel verhalten (Holtmann/Schmidt 2004). Auf diese Ambiguität von Merkmalen wird näher im Abschnitt 2.1.2 eingegangen. In der neueren Forschung wird der Fokus daher weniger auf einzelne Faktoren gelegt, sondern ein tieferes Prozessverständnis des Zusammenwirkens der verschiedenen Faktoren angestrebt (Schoon 2006, Masten/Wright 2010).

Wenn von Resilienz nur beim Vorliegen einer Bedrohung gesprochen werden kann, ist es für das Verständnis von Resilienz von Bedeutung zu verstehen, wie eine solche Bedrohung aussehen kann und ob sie für das Individuum tatsächlich eine Bedrohung darstellt. In diesem Zusammenhang wird oft der Begriff der *Vulnerabilität* verwendet. Die Vulnerabilitätsforschung ist das Gegenstück zur Resilienzforschung. Unter Vulnerabilität ist nach Lenz (2005) die Verletzbarkeit eines Menschen durch äußere ungünstige Einflussfaktoren zu verstehen. Durch eine erhöhte Vulnerabilität ist die Empfängnischwelle eines Menschen gegenüber bestimmten Reizen gesenkt. Kommt es zu einer Absenkung dieser Schwelle, z.B. gegenüber sozialen Reizen, können diese als Stressoren wahrgenommen werden. In klassischen Phasen erhöhter Vulnerabilität, wie z.B. beim Übergang von der Schule in das Berufsleben bzw. in die Ausbildung, kann dies der Fall sein. Die individuelle Vulnerabilität beeinflusst also, ob ein Mensch eine Krise wie z.B. Arbeitslosigkeit als solche wahrnimmt und wie intensiv er sie als solche erlebt.

Zu den Merkmalen, die die Vulnerabilität eines Menschen in entscheidender Weise bestimmen, können verschiedene biologische und psychologische Merkmale gezählt werden (Wustmann 2005). Diese sind in Abbildung 1 überblicksweise dargestellt.

- Prä-, peri- und postnatale Faktoren (z.B. Frühgeburt, Geburtskomplikationen, niedriges Geburtsgewicht, Erkrankung des Säuglings)
- Neuropsychologische Defizite
- Psychophysiologische Faktoren (z.B. sehr niedriges Aktivationsniveau)
- Genetische Faktoren (z.B. Chromosomenanomalien)
- Chronische Erkrankungen (z.B. Asthma, Neurodermitis, schwere Herzfehler, hirnorganische Schädigungen)
- Schwierige Temperamentsmerkmale, frühes impulsives Verhalten, hohe Ablenkbarkeit
- Unsichere Bindungsorganisation
- Geringe kognitive Fertigkeiten: niedriger Intelligenzquotient, Defizite in der Wahrnehmung und sozial-kognitiven Informationsverarbeitung
- Geringe Fähigkeit zur Selbstregulation von Anspannung und Entspannung

Im Zusammenhang mit Faktoren, die die Vulnerabilität einer Person beeinflussen, wird oftmals auch von sogenannten Risiko- und Schutzfaktoren gesprochen. Der Begriff *Risikofaktor* bezieht sich auf jegliche personen- oder umweltbezogene Faktoren, die die körperliche oder psychische Gesundheit der Person gefährden können. Risikofaktoren sind krankheitsbegünstigend, risikoerhöhend und entwicklungshemmend (Holtmann/Schmidt 2004). Je nach Studie und Untersuchungsbereich kann die Definition jedoch abweichen.

Während die Definition des Begriffes *Risikofaktor* in der Literatur relativ einheitlich ist, wird der positive Faktor unterschiedlich benannt und definiert. Zum Teil wird von protektive Faktoren gesprochen, von Ressourcen oder auch von Schutzfaktoren. In der Resilienzforschung werden häufig die beiden Begriffe *Schutzfaktor* und *Ressource* synonym verwendet, auch wenn ihnen ein zum Teil unterschiedliches Konzept zugrunde liegt. Der Begriff *Schutzfaktor* impliziert, dass ein Faktor eine aktiv schützende bzw. ausgleichende Wirkung gegenüber einem Risikofaktor hat. Hingegen ist eine Ressource nicht an die Wechselwirkung mit einem Risikofaktor gebunden, sondern dient als breiteres Konzept von persönlichen und sozialen Faktoren, die insgesamt positiv auf das Individuum wirken können. Erst wenn man die direkte schützende Wirkung einer Ressource nachweisen kann, wird von einem Schutzfaktor gesprochen.

Die vorliegende Arbeit verwendet das Konzept der Ressource. Petermann und Schmidt (2006) definieren Ressource als „aktuell verfügbare – also nicht anderweitig gebundene, nicht mehr oder noch nicht verfügbare – Potenziale, die die Entwicklung unterstützen“ (S. 119). Innerhalb des Ressourcenbegriffes lässt sich weiter differenzieren in interne Ressourcen (z.B. hohe Intelligenz, positives Selbstwertgefühl) und externe Ressourcen (z.B. Familie, Gemeinde), wobei auch die Begriffe *personale* oder *soziale Ressourcen* verwendet werden.

Nach Rutter (1985) verringert eine Ressource die pathogene Wirkung eines Risikofaktors und kann zwischen Risikofaktor und Störung regulierend agieren (Lenz 2005). So kann von zwei Personen, die vergleichbaren Risikofaktoren ausgesetzt sind, wie z.B. Arbeitslosigkeit, die eine Person diese Krise gut überstehen, wenn entsprechende Ressourcen, wie ein stabiles soziales Netzwerk oder ein hohes Selbstwertgefühl, vorhanden sind, während eine andere Person, der diese oder andere Ressourcen nicht zur Verfügung stehen, die Arbeitslosigkeit als weitaus belastender wahrnimmt. Wenn mehrere Belastungen vorliegen, werden auch mehr Ressourcen benötigt, um die Risikofaktoren auszugleichen. Wenn zu der Arbeitslosigkeit der Verlust des Partners hinzukommt, wird die Bewältigung der Krise *Arbeitslosigkeit* zu einer noch größeren Herausforderung.

Die verschiedenen Risikofaktoren und Ressourcen beeinflussen sich jeweils gegenseitig oder verstärken sich. Lösel und Bender (1999) weisen darauf hin, dass die zugrundeliegenden kausalen Prozesse bei heterogenen Konstrukten unklarer sind als bei homogenen Konstrukten oder einzelnen Merkmalen.

Da die differenzierte Einschätzung von Risikofaktoren und Ressourcen für die Betrachtung von ADHS als möglichem Risikofaktor für die berufliche Entwicklung entscheidend ist, wird im nächsten Kapitel näher auf die Erforschung solcher Faktoren, ihrer möglichen Ambiguität und komplexen Wechselwirkungen eingegangen.

### 2.1.2 Forschung zu Risiko- und Schutzfaktoren und ihrer Ambiguität

Im Folgenden werden zwei Studien vorgestellt, um anhand dieser praktischen Beispiele die Ansätze der Resilienzforschung zu verdeutlichen. Es handelt sich um die Kauai-Studie von Emmy Werner (Werner/Smith 1989, Werner 2007) und die aktuell immer noch laufende Mannheimer Risikokinderstudie (Laucht 2012).

Wenn man das Konzept der Resilienz verstehen möchte, ist die Betrachtung im Längsschnitt wichtig, da Resilienz in verschiedenen Lebenszeiten und -phasen verschiedenartig ausgeprägt sein kann (Werner 2007). Beide Studien setzen daher schon in den frühesten Entwicklungsstadien von Kindern an.

Das Ziel der Kauai-Studie (Werner 2007) bestand darin, von Geburt an über einen längeren Zeitraum verschiedene Einflussfaktoren auf die körperliche und psychische Gesundheit von Menschen zu untersuchen. Dafür wurden 698 Kinder, die alle im Jahr 1955 auf der Insel Kauai in Hawaii geboren wurden, über mehrere Jahrzehnte hinweg begleitet. Die Studie untersuchte biologische und psychosoziale Risikofaktoren, kritische Lebensereignisse sowie schützende Faktoren zum Zeitpunkt der Geburt, im Lebensalter von 1, 2, 10, 18, 32 und schließlich im Alter von 40 Jahren bei der letzten Erhebungswelle.

Ein Drittel der Kinder zeigten Merkmale für ein erhöhtes Entwicklungsrisiko, wie beispielsweise chronische Armut, geburtsbedingte Komplikationen oder Familien mit psychisch erkrankten Eltern oder persistierender Disharmonie. Von diesen Hochrisikokindern entwickelten zwei Drittel Lern- oder Verhaltensprobleme, zeigten psychische Auffälligkeiten oder wurden im Jugendalter delinquent. Das andere Drittel der Kinder wuchs trotz des erhöhten Entwicklungsrisikos zu leistungsfähigen, zuversichtlichen und fürsorglichen Erwachsenen heran. Selbst im Vergleich zur normalen Altersgruppe wies dieser spezielle Teil der Population in der letzten Erhebungswelle mit 40 Jahren die niedrigste Rate an Todesfällen, chronischen Gesundheitsproblemen und Scheidungen auf. Selbst nach einer ökonomischen Rezession – verursacht durch einen Orkan auf der Insel – waren alle Erwachsenen aus dieser Gruppe erwerbstätig und nicht auf Sozialhilfe angewiesen.

Die Kauai-Studie gab damit erste Hinweise auf ein Phänomen, was in Folge Resilienz genannt wurde, und kann als Vorgängerstudie für alle weiteren Studien gesehen werden, die das Phänomen von Resilienz untersuchen.

Die Mannheimer Risikokinderstudie (Laucht et al. 2000, Laucht 2012) ist ein weiteres Beispiel für eine Längsschnittstudie. Die Forscher untersuchten 384 Kinder der Jahrgänge 1986 bis 1988 von der Geburt bis in das Erwachsenenalter hinein in regelmäßigen Abständen. Für die Kohorte wurden bewusst auch Kinder ausgewählt, die bestimmten Risiken ausgesetzt waren. Neben organischen Risiken sowie prä- und perinatale Komplikationen, gab es in dieser Gruppe auch psychosoziale Belastungen mit ungünstigen familiären Lebensverhältnissen. Die Ergebnisse der Studie zeigen unter anderem, dass interne Schutzfaktoren des Kindes als auch Ressourcen im familiären Umfeld Resilienz fördern können.

Auf Seiten der familiären Faktoren kommt beispielsweise einer guten frühen Eltern-Kind-Beziehung eine wichtige Rolle für eine positive Entwicklung zu. Wenn Mütter von Risikokindern bereits ihren Säuglingen ein einfühlsames und responsives Verhalten entgegenbrachten, wiesen diese Kinder im späteren Alter weniger emotionale Probleme und Verhaltensprobleme auf. Diese Risikokinder hatten sogar fast genauso wenig psychische Probleme, wie die Kinder aus psychosozial unbelasteten Familien innerhalb der

Kontrollgruppe. Die Ergebnisse zeigten weiterhin, dass das Verhalten der Mütter keinen Unterschied für die Entwicklung der Kinder in der unbelasteten Kontrollgruppe machte. Kinder, deren Mütter feinfühlig waren, zeigten ähnlich niedrige Werte bei psychischen Auffälligkeiten, wie Kinder, deren Mütter wenig feinfühlig waren. Ähnliche Befunde für die Risikogruppe und die Kontrollgruppe zeigten sich für andere mütterliche Interaktionsweisen, z.B. wenn die Mutter das Kind beim Spielen unterstützte, bestärkte und lobte.

Neben den familiären Faktoren wurden ebenso die kognitiven und sozial-emotionalen Kompetenzen des Kindes als wichtige Ressourcen identifiziert. Zeigte ein Kind aus einer Familie mit hohem Armutsrisiko bereits als Säugling ein positives Temperament, indem es z.B. die Mutter häufig anlächelte, entwickelte es später signifikant weniger Verhaltensprobleme. Dieser Effekt zeigte sich jedoch wieder nur in der Gruppe der Risikokinder. Für Kinder aus Familien ohne Armutsrisiko hatte ein positives Temperament keine Vorhersagekraft für spätere Auffälligkeiten. Auch hier zeigen sich für weitere Merkmale, wie z.B. die Lesefähigkeit im Grundschulalter, ähnliche Ergebnisse für Risikogruppe und Kontrollgruppe.

Die Studie gibt damit wichtige Anhaltspunkte zur Einschätzung von Entstehungszusammenhängen und Verlaufsbedingungen von Entwicklungsstörungen im Kindesalter sowie über die Interaktion von Ressourcen und Risikofaktoren (Wustmann 2005).

Bei der Betrachtung der Ergebnisse der beiden Beispielstudien wird deutlich, dass jede verschiedene Schwerpunkte in der Erforschung der einzelnen Faktoren hatte. Im Laufe der Zeit konnte durch verschiedene Studien eine Vielzahl von Risiko- und Schutzfaktoren identifiziert werden, die im Folgenden überblicksweise dargestellt werden sollen, um anschließend die Ambiguität von Risiko- und Schutzfaktoren, d.h. ihre zum Teil widersprüchliche Wirkung bzw. Interaktion, näher zu betrachten.

**Risikofaktoren:** In den unterschiedlichen Studien zu Risiko- und Schutzfaktoren wurden je nach Zielsetzung verschiedene Risikofaktoren untersucht bzw. identifiziert, die Wustmann (2005, S. 131) in einer Übersicht zusammenstellt:

- niedriger sozioökonomischer Status, chronische Armut
- aversives Wohnumfeld
- chronische familiäre Disharmonie
- elterliche Trennung und Scheidung
- Wiederheirat eines Elternteils, häufig wechselnde Partnerschaften der Eltern
- Arbeitslosigkeit der Eltern
- Alkohol-/Drogenmissbrauch der Eltern
- psychische Störungen oder Erkrankungen eines bzw. beider Elternteile
- niedriges Bildungsniveau der Eltern
- Erziehungsdefizite oder ungünstige Erziehungspraktiken der Eltern
- sehr junge Elternschaft (vor dem 18. Lebensjahr)
- häufige Umzüge, häufiger Schulwechsel
- Migrationshintergrund
- soziale Isolation der Familie
- Verlust eines Geschwisters, engen Freundes
- Geschwister mit einer Behinderung, Lern- oder Verhaltensstörung

- mehr als vier Geschwister
- Mobbing/Ablehnung durch Gleichaltrige

**Schutzfaktoren:** Bei der Erforschung von Resilienz gibt es große Unterschiede in der methodischen Vorgehensweise, wie auch bei den jeweiligen Risikobelastungen, die untersucht wurden (Wustmann 2005). Auch wenn es diese Unterschiede gibt, kommen die meisten Studien dennoch zu ähnlichen Ergebnissen bei der Identifizierung von internen und externen Schutzfaktoren (in Anlehnung<sup>2</sup> an Wustmann 2005, S.165 f):

*Interne Ressourcen:*

- positive Temperamenteigenschaften, die soziale Unterstützung und Aufmerksamkeit bei den Betreuungspersonen hervorrufen, wie Flexibilität, Offenheit und Aktivsein
- intellektuelle Fähigkeiten
- erstgeborenes Kind sein
- weibliches Geschlecht (in der Kindheit)
- Problemlösefähigkeiten
- Selbstwirksamkeitsüberzeugungen
- positives Selbstkonzept, Selbstvertrauen, hohes Selbstwertgefühl
- Fähigkeit zur Selbstregulation
- internale Kontrollüberzeugung
- realistischer Attribuierungsstil
- hohe Sozialkompetenz: Empathie, Kooperations- und Kontaktfähigkeit
- aktives und flexibles Bewältigungsverhalten, wie z.B. die Fähigkeit, soziale Unterstützung zu mobilisieren, Entspannungsfähigkeiten
- sicheres Bindungsverhalten, Explorationslust
- Lernbegeisterung, schulisches Engagement
- optimistische, zuversichtliche Lebenseinstellung
- religiöser Glaube, Spiritualität, Kohärenzgefühl
- Talente, Interessen und Hobbys
- körperliche Gesundheitsressourcen

*Externe Ressourcen:*

- mindestens eine stabile Bezugsperson, die Vertrauen und Autonomie fördert
- autoritativer, demokratischer Erziehungsstil
- Zusammenhalt, Stabilität und konstruktive Kommunikation in der Familie
- enge Geschwisterbindungen
- altersangemessene Verpflichtungen des Kindes im Haushalt
- hohes Bildungsniveau der Eltern
- unterstützendes familiäres Netzwerk von Verwandtschaft, Freunden und Nachbarn
- hoher sozioökonomischer Status

---

<sup>2</sup> Der Ausdruck „in Anlehnung an“ verweist auf ein direktes Zitat, das in geringem Umfang für den Kontext der Arbeit modifiziert wurde.

**Ambiguität und Interaktion von Faktoren:** Als Grundlage für die Resilienzforschung ist es von Nutzen, eine erste Übersicht über mögliche Risikofaktoren und Ressourcen zu haben. Die meisten der hier aufgezählten Faktoren scheinen auch eine eindeutige Zuordnung als Risikofaktor oder Ressource zu haben. Jedoch hat jeder Faktor das Potenzial, eine eigene Dynamik als Risikofaktor oder als Ressource zu entwickeln, je nach Kontext und Ausprägung verschiedener interner und externer Prozesse. Daher wird im Folgenden näher auf die Ambiguität von Faktoren und die Interaktion von Faktoren eingegangen, mit denen sich insbesondere Lösel und Bender (1999, 2007) auseinandergesetzt haben.

Möchte man verstehen, wie ein einzelner Faktor Resilienz erhöhen oder verhindern kann, gilt es grundsätzlich die Polarität eines Faktors zu beachten (Lösel/Bender 1999). Denn ein Merkmal kann je nach Kontext einen positiven oder negativen Effekt haben. Es ist sogar möglich, dass ein positiver Faktor die Vulnerabilität für bestimmte Risiken erhöhen und andere Risikofaktoren verstärken kann. Lösel und Bender (1999) verdeutlichen dies am Beispiel des Merkmals Selbstwerterleben, das in den meisten Kontexten als ein protektiver Faktor gesehen wird. Wenn jedoch ein erhöhtes Selbstwerterleben gleichzeitig mit einem Merkmal wie Aggressivität oder antisozialem Verhalten auftritt, können letztere durch das erhöhte Selbstwerterleben verstärkt werden.

Ein weiteres Beispiel von Lösel und Bender (1999) für die Ambiguität von Merkmalen ist der Faktor soziale Unterstützung. Einem guten sozialen Netzwerk und der Unterstützung durch das soziale Umfeld wird im Allgemeinen das Potenzial zur Abmilderung von Entwicklungsrisiken und Belastungen zugesprochen. Wenn jedoch z.B. dissoziale Jugendliche einer gleichgesinnten Peergruppe angehören, kann das dissoziale Verhalten verstärkt werden, obwohl die Jugendlichen ihr soziales Umfeld und die Unterstützung durch ihre Freunde als positiv bewerten.

Neben der Ambiguität von Faktoren sind ebenfalls die unterschiedlichen Interaktionseffekte zu betrachten; denn ein einzelner Risikofaktor hat vielleicht für sich alleine noch keine negative Wirkung. Tritt er jedoch in Kombination mit anderen Risikofaktoren auf, findet durch die Kumulation ein Verstärkungseffekt statt (Lösel/Bender 1999). Lösel und Bender (1999) verdeutlichen das schwer zu differenzierende Verhältnis von Risiko- und Schutzfaktoren am Beispiel von distalen Faktoren wie Armut oder Scheidung. Diese können in gewissen Fällen erst dann für Kinder zu einem Risikofaktor werden, wenn sie in Kombination mit proximalen Faktoren wie Ablehnung, Gleichgültigkeit oder Inkonsistenz in der Erziehung auftreten. Wächst ein Kind in einer armen Familie auf, die jedoch durch ein positives soziales Klima und ein günstiges Erziehungsverhalten der Eltern gekennzeichnet ist, würde man dieses Kind nicht unbedingt als resilient bezeichnen, da es insgesamt einem geringeren Risiko ausgesetzt ist, im Vergleich zu einem Kind, das einer Kombination aus distalen und proximalen Risikofaktoren ausgesetzt ist.

Diese Beispiele verdeutlichen, dass bestimmte Merkmale zwar grundsätzlich eine Ressource sein können, sie sich jedoch je nach Personen- und Kontextmerkmalen unterschiedlich auswirken können. Es ist daher erforderlich, situationsbezogen und problem-spezifisch zu fragen: „Risiko wofür?“ und „Schutz wogegen?“ (Lösel/Bender 2007, S. 71).

Wie bei Risikofaktoren handelt es sich auch bei Ressourcen nicht um ein klar abgrenzbares Konstrukt, sondern um jegliche Merkmale, die in einem bestimmten Kontext als hilfreich bewertet werden (Nestmann 1996). Diener und Fujita (1995) können in ihrer Studie zeigen, dass es zudem weniger um das Vorhandensein einer konkreten Ressource

geht, sondern um die Relevanz der Ressource für die persönlichen Ziele einer Person. Die Ergebnisse verweisen damit auf eine gewisse Anforderung an die Flexibilität und Adaptabilität einer Person, um Ressourcen und Ziele aufeinander abzustimmen.

Das komplexe Zusammenwirken von verschiedenen Faktoren kann auch durch die Begriffe *Multifinalität* und *Equifinalität* beschrieben werden. Multifinalität verweist auf unterschiedliche Effekte, die durch ein und denselben Faktor hervorgerufen wurden, und Equifinalität beschreibt ein Ergebnis, dass von ganz unterschiedlichen Faktoren hervorgerufen werden kann (Fingerle 1999).

Fingerle und Walther (2008) ziehen aus den Betrachtungen zur Komplexität von Faktoren die nachstehende Schlussfolgerung: „Für die Entstehung von Resilienz scheint nicht nur die Verfügbarkeit von schützenden Ressourcen entscheidend zu sein, sondern die konstruktive Nutzung solcher Ressourcen für die Erreichung sozial anschlussfähiger Lebensziele“ (S. 143).

Insbesondere die Komplexität im Zusammenwirken von Faktoren stellt die Resilienzforschung vor eine große methodische Herausforderung. Vor allem die Erforschung des Einflusses der mikrosozialen Ebene, wie z.B. der Nachbarschaft oder der Gemeinde in der eine Person lebt, ist methodisch äußerst komplex, und die Forschung befindet sich hier gerade erst in den Anfängen (Lösel/Bender 1999).

### **2.1.3 Kritische Würdigung des Resilienzkonzeptes und pädagogischer Nutzen**

Trotz der großen Aufmerksamkeit – teils sogar Euphorie – in Wissenschaft, Praxis und Medien wird das Resilienzkonzept aber auch in mehrerer Hinsicht kritisch gesehen. Dies gilt insbesondere für die unscharfe Begrifflichkeit, die normativen Annahmen von gelungener Anpassung, welche dem Konzept zugrunde liegen, und die Gefahren eines politischen Missbrauchs. Im Folgenden werden diese Aspekte einer Prüfung unterzogen. Weiterhin wird der pädagogische Nutzen des Resilienzkonzeptes und der daraus folgenden Resilienzförderung kritisch hinterfragt und Überlegungen darüber angestellt, was die Förderung von Resilienz eigentlich von anderen sozialpädagogischen Ansätzen unterscheidet.

Verfolgt man die wissenschaftliche wie populäre Berichterstattung zum Thema Resilienz in den letzten zwanzig Jahren, lässt sich zum einen eine große Begeisterung und zum anderen eine recht diffuse Darstellungsweise von Resilienz beobachten (Gabriel 2005, Fingerle 2007). Im wissenschaftlichen Diskurs ist die Begeisterung jedoch zunehmend einem kritischen Diskurs gewichen, und auch im pädagogischen Fachdiskurs wird das Resilienzkonzept nach einer anfänglichen Euphorie differenzierter diskutiert (Gabriel 2005).

Einer der Hauptkritikpunkte ist die Unschärfe des Resilienzbegriffes (Zander 2010). *Resilienz* ist ein Begriff, der in den ersten Studien (u.a. Werner/Smith 1977) gewählt wurde, um ein Phänomen zu benennen, das in mehreren voneinander unabhängigen Studien beschrieben wurde (Wieland 2011). Das beobachtete Phänomen wurde als *resilience* bezeichnet, welches ein gängiges Wort im anglo-amerikanischen Sprachraum ist. Im deutschen Sprachraum gehört *Resilienz* nicht zur Alltagssprache. Das Wort wird als Fachterminus verwendet, wobei jedoch die genaue Definition und vor allem die theoretische Einordnung noch nicht abschließend geklärt sind (Wieland 2011). Dies führt dazu, dass Resilienz als Ergebnis in verschiedenen Studien je nach Untersuchungsgegenstand vielfach unterschiedlich operationalisiert wird, da je nach Untersuchungsgegenstand

verschiedene Skalen, wie z.B. Selbstwert, Kohärenzgefühl etc., verschieden kombiniert werden, um Resilienz empirisch zu überprüfen.

Hieraus ergibt sich die Frage, ob das Resilienzkonzept überhaupt ein neues Konzept ist und ob es überhaupt den Ansprüchen, die an ein wissenschaftliches Konzept oder Konstrukt zu stellen sind, genügt. Von Freyberg (2011) vertritt die Auffassung, dass das Resilienzkonzept deshalb einer Wissenschaftlichkeit nicht entspricht, da zu viele Punkte in der Schwebe bleiben, unbestimmt oder sogar widersprüchlich sind. Insbesondere hebt von Freyberg (2011) hervor, dass das Zusammenwirken von Risiken und Ressourcen nicht klar fassbar ist. Des Weiteren beurteilt er den Aspekt der Normativitätsannahmen, die dem Resilienzkonzept zugrunde liegen, als kritisch. Laut von Freyberg (2011) bleibt unklar, welche Art von Resilienz gesellschaftlich akzeptiert und welche unerwünscht ist. Somit wird eine widersprüchliche gesellschaftspolitische Perspektive mit dem Resilienzkonzept verknüpft.

Allgemein lässt sich festhalten, dass die Forschung zu Resilienz häufig normativ daran gebunden ist, was als wünschenswertes Entwicklungsergebnis angesehen wird. Alle als positiv oder negativ beschriebenen Entwicklungsergebnisse orientieren sich an sozialen und kulturellen Normen, die dadurch weder als objektiv noch als absolut anzusehen sind (Fingerle 2011a). Kritisch wird dies dann, wenn es um Handlungen geht, deren Bewältigungscharakter ebenso offensichtlich ist wie ihre soziale Unangepasstheit (Wieland 2011).

Dies lässt sich gut am Beispiel einer hohen Kontrollüberzeugung zeigen, welche grundsätzlich als Zeichen von Resilienz gilt. Wenn nun die Sicherung der eigenen Kontrollüberzeugung anhand der Fähigkeit, Anforderungen zu ignorieren oder sich ihnen zu widersetzen gewährleistet wird oder die Kontrollüberzeugung aus sozial problematischen Handlungen gewonnen wird – wie z.B. durch Ausübung von Gewalt oder Diebstahl –, ließe sich dann diese Art der Anpassungsleistung als resilientes Verhalten beschreiben (Wieland 2011)? Und wenn ja, hieße das für die pädagogische Praxis, derartige Verhalten als solches anzuerkennen und zu fördern? Wieland (2011) verweist dazu auf „die Notwendigkeit, in jedem Einzelfall eine bewertende Position zum resilienten Akt und zum Akteur einzunehmen und zu begründen“ (S. 197).

Schoon (2006) hinterfragt ebenfalls, welche Personen entscheiden, was die Kriterien für eine gelungene Anpassung sind und auch sie betont, dass die Bewertung von gelungener Anpassung immer kontextabhängig ist. Diese noch ausstehenden inhaltlichen und normativen Einordnungen begreift Wieland (2011) jedoch nicht als Grund, das Konzept zu negieren; vielmehr unterstreichen sie für ihn die Notwendigkeit, durch theoretische Arbeit und durch darauf folgende empirische Überprüfung die Spezifika von Resilienz zu klären und weiter zu verfolgen.

Ein weiteres Argument im kritischen Diskurs zu Resilienz ist die Gefahr des politischen Missbrauchs des Resilienzkonzeptes, die verbunden ist mit der oben beschriebenen begrifflichen Unschärfe. Liebel (2009, S. 60) gibt zu bedenken, dass das Konzept der Resilienz wie auch andere subjektorientierte Ansätze nicht davor gefeit ist, „politisch in dem Sinne missbraucht zu werden, dass den Individuen die Verantwortung für ihre Misere zugeschoben und von ihnen erwartet wird, in eigener Verantwortung damit klar zu kommen.“ Liebel (2009) betont aber auch, dass Resilienz insbesondere aufgrund sozialer Erfahrungen entsteht und dadurch nur im Zusammenwirken mit anderen Menschen wirksam genutzt werden kann. Resilienz sei darauf angewiesen, dass gesellschaftliche

Verhältnisse herbeigeführt werden, in denen jeder die gleiche Chance hat, sein Leben in einer befriedigenden Weise zu gestalten.

Für von Freyberg (2011) ist der Resilienzbezug nichts Neues, sondern vielmehr ein ausgewechseltes Etikett für die Erziehungs- und Entwicklungsziele, welche die Reformpädagogik bereits seit 150 Jahren vertritt. Die Hinwendung zu einem „neuen“ Konzept wie der Resilienz erscheint ihm als Vermeidungstaktik, um sich nicht mit der Frage auseinandersetzen zu müssen, warum diese Erziehungs- und Entwicklungsziele denn immer noch in der Programmatik verharren. Er sieht die Gefahr des politischen Missbrauchs darin, dass der mit dem Resilienzbezug verbundene Ressourcenansatz stets beim Positiven bleibt und damit „der Bestätigung und Legitimation der herrschenden Verhältnisse“ dient (von Freyberg 2011, S. 230). Dabei bezieht er sich auf den Hessischen Bildungs- und Erziehungsplan (HBuEP 2007), in dem das Kind als kompetenter und aktiver Bewältiger seiner Entwicklungsaufgaben beschrieben wird. Dadurch verschiebe sich die Verantwortung auf die Kinder und Jugendlichen, aktuelle Probleme würden verschwiegen und wenn doch angesprochen, zu „Herausforderungen“ umformuliert.

Demgegenüber steht jedoch die Grundprämisse der Resilienzförderung. Wie beschrieben, geht es darum, Ressourcen zu stärken und Risikofaktoren zu vermindern. Hierin unterscheidet sich Resilienzförderung in ihrem Ansatz auch von einer reinen Ressourcenförderung. Die Kritik an den aktuellen Verhältnissen im Bildungssystem und den positivierten Formulierungen in politischen Leitlinien ist durchaus gerechtfertigt, jedoch gilt es bei einer kritischen Betrachtung zwischen dem Konzept an sich und seiner vermeintlichen Umsetzung in der Praxis zu differenzieren.

Die pädagogische Hoffnung der Resilienzforschung ist die Identifikation der Bedingungen, unter denen Menschen Resilienz ausbilden, um dann zu versuchen, genau diese Faktoren in pädagogischen Kontexten herzustellen (Wieland 2011). Auch wenn das Resilienzkonzept mittlerweile differenzierter betrachtet wird, ist sein praktischer Wert für die Pädagogik durch die Fokussierung von Praktikern auf den Aufbau und die Förderung von Bewältigungskapazitäten sowie deren Nutzung weiterhin ungebrochen (Opp/Fingerle 2007).

Für Fingerle (2007) liegt die zentrale Bedeutung des Resilienzbeuges für die Pädagogik darin, die Variabilität der individuellen Entwicklungsverläufe von Personen, die Entwicklungsrisiken ausgesetzt sind, hervorzuheben. Insbesondere bei der Gestaltung von Präventionsmaßnahmen kann Resilienz damit ein nützliches Rahmenkonzept sein (Gabriel 2005, Wustmann 2005).

Weiterhin sehen manche Autoren im Kontext von Resilienzförderung die Aufgabe der Pädagogik bzw. der Sozialpädagogik im Fall von sozialer Benachteiligung darin, die Balance herzustellen zwischen einerseits der Eigenaktivität des Kindes, seiner Orientierung an den eigenen Bedürfnissen und Stärken, die zur Herausbildung von Resilienzfähigkeit genutzt werden können, und andererseits den von außen bzw. von der Gesellschaft an das Kind gestellten Entwicklungsaufgaben (Zander 2010). Auch Burghardt (2005) erkennt diese Ausgleichsleistung als grundsätzlich pädagogische Aufgabe. Er betont dabei aber auch die Rolle des Kindes als handelndes Subjekt im Mittelpunkt dieses Prozesses. Dieser Ansatz ist auch auf die berufliche Entwicklung und Förderung zu übertragen, die bereits im Kindesalter beginnt und sich über mehrere Entwicklungsaufgaben bis in das Erwachsenenalter hinein fortsetzt (Kapitel 2.2).

Die Darstellung des Kindes als „kompetenter und aktiver Bewältiger“, wie sie vorhin aus dem Hessischen Bildungs- und Erziehungsplan zitiert wurde, birgt sicherlich die Gefahr, im gesellschaftspolitischen Sinne falsch verstanden zu werden. Doch in der praktischen Arbeit mit Kindern eröffnet die Perspektive der Resilienzforschung die Möglichkeit, das Kind nicht als passives Opfer zu sehen, sondern sich dem Kind als Akteur zuzuwenden, und die Potenziale der internen und externen Ressourcen zu erkennen, die das Kind nutzen kann (Göppel 1997, Zander 2010). Dies gilt genauso für die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen im Sinne der beruflichen Förderung.

Die Forschung der vergangenen Jahrzehnte hat deutlich gezeigt, dass Resilienz sich fördern lässt. So wurde die Idee der Resilienzförderung in den letzten Jahren von der Fachöffentlichkeit vermehrt aufgegriffen. Die Nachfrage nach konkreten Konzepten ist groß (Zander 2011). Mittlerweile gibt es eine Vielzahl von Konzepten, Programmen und Projekten (z.B. Klemenz 2003, Petermann/Schmidt 2009) zur Resilienzförderung, in denen die bisherigen Erkenntnisse umgesetzt werden (Ungar 2011).

Häufig konzentrieren sich Förderprogramme innerhalb eines zeitlich begrenzten Rahmens auf die Stärkung personaler Ressourcen. Fingerle (2011a) beurteilt diese Art von Präventionsprogrammen zwar als nützlich, aber noch nicht als ausreichend. Eine zusätzliche Betrachtung der sozialen Faktoren, die bei der Förderung von Resilienz eine entscheidende Rolle spielen, kann hier hilfreich sein, bringt jedoch auch erhöhte methodische und praktische Herausforderungen mit sich.

Die teils inflationäre Verwendung des Wortes *Resilienzförderung*, unter anderem im Bereich der Prävention und Frühförderung ist kritisch zu sehen. Der Begriff hinterlässt damit nur allzu leicht den Eindruck eines Modewortes, das als reines Marketingvehikel für Trainingsprogramme fungiert (Fingerle 2007).

Weiterhin sollte Resilienzförderung auch nicht die Botschaft vermitteln, dass soziale Missstände – wie zum Beispiel Armut – mit pädagogischen Mitteln beseitigt werden könnten. Eng verbunden mit der oben beschriebenen Gefahr des politischen Missbrauchs warnt Weiß (2005) in diesem Zusammenhang in seinem Aufsatz *„Frühe Hilfen“ für entwicklungsgefährdete Kinder in Armutslagen* vor der Gefahr einer Pädagogisierung von sozialen Missständen.

Fingerle (2011b) weist desweiteren kritisch darauf hin, dass das Resilienzkonzept aufgrund seiner schwierigen Operationalisierung leicht zu dem Missverständnis einlädt, Kompetenz mit Performanz zu verwechseln. Nicht jede Kompetenz führt dazu, dass sie tatsächlich auch als Ressource genutzt wird. Und selbst wenn Ressourcen bzw. Kompetenzen innerhalb eines Förderprogramms vermittelt werden und auch postevaluativ noch vorhanden sind, sagt dies nichts über die tatsächliche Handlungsperformanz des Individuums im Angesicht von Entwicklungsrisiken aus.

Im Zuge der Diskussion um Resilienzförderung kommt auch immer wieder die Frage auf, was Resilienzförderung von anderen Strategien Sozialer Arbeit, wie z.B. dem ressourcenorientierten Ansatz oder dem Empowerment-Ansatz, unterscheidet (Zander 2010). Die verschiedenen Ansätze lassen sich weder über- noch unterordnen, sondern stehen nebeneinander. Resilienzförderung im Sinne des Konzeptes zeichnet sich durch einen ganzheitlichen Ansatz aus, der nicht nur auf die Förderung von Ressourcen beschränkt ist, sondern auch die Risikofaktoren zu vermindern versucht, die Interaktion zwischen beiden berücksichtigt und dabei nicht nur die Person, sondern auch ihr soziales Umfeld im Blick hat.

Zudem lassen sich häufig Ansätze von Resilienzförderung in der sozialpädagogischen Praxis finden, ohne dass diese das bewusste Label *Resilienzförderung* erhielten. In diesem Zusammenhang haben Daniel und Kollegen (2011) in einer Studie die praktische Relevanz des Resilienzkonzeptes für Sozialpädagogen untersucht. In der Praxis von Sozialpädagogen ergab sich das Resilienzkonzept als eine Komponente in einem ganzen Set möglicher Theorien und Rahmensetzungen. Das Resilienzkonzept ist damit häufig schon in der täglichen Arbeit als implizites Element verankert, ohne explizit spezifiziert zu werden (Daniel et al. 2011).

Unklar ist, wie sich das Resilienzkonzept an sich, aber auch seine Rolle in Forschung und Praxis in den nächsten Jahren weiterentwickeln werden. Fingerle (2008) sieht die Aufgabe zukünftiger Forschung darin „weniger nach festen Faktoren zu suchen, als vielmehr die kontext- und konstellationsspezifischen Bewältigungsprozesse und differentiellen biografischen Weichenstellungen zu untersuchen, durch welche es resilienten Personen gelingt, ihre riskanten Lebenslagen adaptiv zu bearbeiten“ (S.70f). Der Trend in der neueren Resilienzforschung hat jedoch weniger die Untersuchung des Konzeptes an sich zum Ziel, sondern eher die Umsetzung von Interventionen bzw. von Präventionsprogrammen, die das bisher gesammelte Wissen im Sinne von Resilienzförderung umzusetzen versuchen (Bengel et al. 2009, Masten/Wright 2010).

Auch wenn damit eine umfassende Differenzierung und Klärung des Resilienzkonzeptes noch aussteht, gibt das Konzept der Pädagogik doch wichtige Impulse für Präventions- und Interventionsmaßnahmen und stellt durch die umfassende Betrachtung interner und externer Ressourcen und Risikofaktoren sowie deren Interaktion ein gewinnbringendes Rahmenkonzept dar, um verschiedene pädagogische Fragestellungen zu untersuchen.

#### **2.1.4 Zusammenfassende Betrachtung**

Abschließend lässt sich schlussfolgern, dass das Konzept der Resilienz – trotz des kritischen Diskurses zur unscharfen Begrifflichkeit, den normativen Annahmen zu gelungener Anpassung und den Gefahren eines politischen Missbrauchs – eine geeignete theoretische Grundlage bietet, um einerseits ADHS als möglichen Risikofaktor für die berufliche Entwicklung zu untersuchen und andererseits die berufliche Entwicklung von Menschen mit ADHS aus einer ressourcenorientierten Perspektive zu betrachten. In Anbetracht der Kritik am Resilienzkonzept ist es jedoch notwendig, insbesondere wenn es darum geht, Implikationen für die pädagogische Praxis abzuleiten, die normativen Setzung, die mit dem Konzept einhergehen, mit zu reflektieren und deutlich zu machen, dass es bei der Betrachtung aus der Perspektive der Resilienz nicht um die Verschiebung von Verantwortung auf das Individuum geht, sondern immer das gesamte gesellschaftliche System angesprochen ist (vgl. Kapitel 5.2 *Implikationen der Ergebnisse für die Förderung beruflicher Passung*).

Der differenzielle Ansatz des Resilienzkonzeptes durch die Betonung der verschiedenen Entwicklungsverläufe von Menschen in ähnlichen Ausgangssituationen macht hierbei den besonderen Reiz in der Betrachtung aus. Die Resilienzforschung stellt den Menschen in das Zentrum ihrer Beobachtungen und betrachtet dabei die gesamte Lebensspanne, was für eine Analyse beruflicher Verläufe von Menschen mit ADHS grundlegend ist. Weiterhin vertritt sie einen ganzheitlichen Ansatz, der die Förderung von Ressourcen und die Verminderung von Risiken beinhaltet und die Interaktion zwischen

diesen beiden Faktoren betrachtet, wodurch eine Identifikation möglicher Einflussfaktoren – seien sie positiv oder negativ besetzt – in der beruflichen Entwicklung von Menschen mit ADHS möglich wird. Insbesondere die Betrachtung der biographischen Prozesse, die der Interaktion zwischen den Einflussfaktoren zugrunde liegen, macht hierbei die Resilienzperspektive besonders fruchtbar.

Damit trägt die Perspektive der Resilienzforschung entscheidend zu den Zielen dieser Arbeit bei. Sie stellt einen heuristischen Rahmen zur Verfügung, um die berufliche Entwicklung von Menschen mit ADHS besser verstehen zu können und forciert die Identifikation und damit auch die Förderung möglicher Ressourcen, die zum Erlangen beruflicher Zufriedenheit von Menschen mit ADHS beitragen können. Um jedoch die Dynamiken von Risiken und Ressourcen in der beruflichen Entwicklung von Menschen mit ADHS besser verstehen und einordnen zu können, ist es zunächst wichtig, einen Überblick über verschiedene Modelle beruflicher Entwicklung zu erhalten. Diese werden im folgenden Kapitel vorgestellt.

## 2.2 Einblicke in berufliche Entwicklungstheorien

Arbeit ist einer der zentralen Dreh- und Angelpunkte unserer Biographie. Das Erlernen und die Ausübung eines Berufes zeichnet das Individuum als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft aus, beeinflusst sozialen Status, Identität, Selbstwert und die Sicherheit der Existenz (Hess et al. 1991, Holleeder/Brandt 2006). Wenn man einer Person das erste Mal begegnet, wird häufig die Frage gestellt: „Und was machen Sie beruflich?“

Durch den ausgeübten Beruf bestimmen sich Erwerbs-, Zutritts- und Karrierechancen, der Grad von Freiheit und Selbstbestimmung sowie die Art, Höhe und Sicherheit von Einkommen und Besitz (Rahn 2005). Der Beruf beeinflusst das Entstehen von Bekanntschaften, Freundschaften, Beziehungen und Partnerschaften und wirkt sich in der nächsten Generation auf die Bildungs-, Berufs- und Lebenschancen der eigenen Kinder aus (Ferchhoff 2001). Heinz (1999) spricht sogar davon, dass für die Gesellschaft und für das Individuum das jeweilige Berufsbild als „Orientierungsfolie für den Lebenslauf dient“ (S. 62).

Bevor betrachtet werden soll, wie es dazu kommt, dass man sich für einen bestimmten Beruf entscheidet bzw. welche Einflussfaktoren es in der beruflichen Entwicklung gibt, sollen zuerst Begriffe wie Job, Erwerbstätigkeit und Beruf sowie der Begriff der beruflichen Entwicklung genauer betrachtet und voneinander abgegrenzt werden.

### 2.2.1 Begriffsdefinitionen

Mit dem Begriff *Job* wird in der Alltagssprache ein geringfügiges oder zeitlich befristetes Beschäftigungsverhältnis bezeichnet. Dostal und Kollegen (1998) definieren einen Job als eine Tätigkeit, die kurzfristig angelegt ist, geringe Qualifikationsanforderungen stellt und deren qualifizierte Ausführung schnell erlernbar ist. Es findet ein häufiger Wechsel zwischen Ausführenden und Arbeitgebern statt, und seitens der Ausführenden liegt in der Regel nur eine geringe und instabile Identifikation mit der Aufgabe vor.

Eine Erwerbstätigkeit, die als Beruf ausgeübt wird, „dient nicht nur dem kurzfristigen Einkommenserwerb, sondern auch der langfristigen Schaffung, Erhaltung und Weiterentwicklung der Lebensgrundlagen für den Berufstätigen und seine Familie“ (Blickle 2011, S. 174). Die Bezeichnung *Beruf* beinhaltet somit auch die Möglichkeit des Auf-

stieges und der eigenen Weiterqualifikation sowie eine Erweiterung des persönlichen Verantwortungsbereiches (Blickle 2011). Zudem wird mit einem Beruf eine Absicherung im Falle von Krankheit und für das Alter angestrebt (Blickle 2011). Damit unterscheidet sich ein Job grundlegend von einem Beruf, vor allem im Hinblick auf die zeitliche Perspektiven und die soziale Absicherung.

*Erwerbstätigkeit* beschreibt jegliche Tätigkeit aus selbständiger oder nicht-selbständiger Arbeit und lässt sich damit als Oberbegriff für *Job* und *Beruf* verwenden. Jahoda (1981) differenziert die Funktionen von Erwerbsarbeit in eine manifeste und mehrere latente Funktionen (Blickle 2011). Als manifeste, d.h. als direktwahrnehmbare Funktion, wird die Sicherung des Lebensunterhaltes verstanden. Zu den latenten, d.h. dahinterliegenden und der Person nicht immer bewussten Funktionen, gehört die Strukturierung der Zeit, die Gestaltung von regelmäßigen sozialen Kontakten außerhalb der Kernfamilie und die Schaffung eines Bezuges zu Zielen und Zwecken, die über die betroffene Person selbst hinausreichen. Zudem ist Erwerbsarbeit identitätsstiftend und verleiht dem Erwerbstätigen einen spezifischen Status. Zuletzt nennt Jahoda als latente Funktion die Aktivierung. Die Folgen fehlender Aktivierung kann man am Beispiel arbeitsloser Menschen nachvollziehen, die im Laufe der Zeit in eine körperliche und psychische Lethargie verfallen können.

Im deutschsprachigen Raum werden die Begriffe *Karriere*, *Laufbahn* oder auch *beruflicher Entwicklung* teilweise synonym verwandt (Moser 2004). Da jedoch bei einer intensiveren Auseinandersetzung mit der beruflichen Entwicklung von Menschen mit ADHS eine differenziertere Definition und Abgrenzung der Begriffe untereinander sinnvoll ist, sollen für diese Arbeit die einzelnen Begriffe auf spezifische Weise verwendet werden (in Anlehnung an Heimlich 2007):

- *Berufliche Entwicklung*: Interaktion zwischen Persönlichkeit und Umwelt im beruflichen Kontext;
- *Beruflicher Verlauf*: Interaktion zwischen Persönlichkeit und Umwelt im beruflichen Kontext, mit Fokus auf die langfristige biographische Entwicklung;
- *Laufbahnentwicklung*: Psychologische Prozesse, die mit den unmittelbar berufsbezogenen Entwicklungsschritten im Lebenslauf einer Person verbunden sind;
- *Laufbahn*: Die Abfolge der beruflichen Erfahrungen des Individuums, im Sinne des subjektiven individuellen Laufbahnbegriffs;
- *Karriere*: Die objektive berufliche Laufbahn, d.h. Bezeichnung für den nach außen hin sichtbaren Verlauf, jedoch unabhängig vom Ausmaß ihres Erfolgs.

Um die vielen verschiedenen Facetten und möglichen Einflussfaktoren von beruflicher Entwicklung von Menschen mit ADHS nachvollziehen zu können, werden im Folgenden ein kurzer Einblick in berufliche Sozialisationstheorie sowie ein Überblick über entwicklungspsychologische, soziologische und lerntheoretische Berufswahl- und Laufbahntheorien gegeben.

### 2.2.2 Berufliche Sozialisation

Berufliche Sozialisationstheorien lassen sich unterscheiden in personalistische (z.B. Luhmann 1987, Luhmann/Lenzen 2002), milieudeterministische (z.B. Bourdieu 1972, Beck et al. 1980, Kern/Schumann 1984) und interaktionistische (z.B. Krappmann 1971, Heinz 1980, Hoff 1985, Lempert 1998) Sozialisationstheorien. Der interaktionistische

Ansatz verbindet die personalen und milieudeterministischen Aspekte miteinander. Da im Rahmen dieser Arbeit von einer grundsätzlichen Interaktion zwischen Individuum und Umwelt ausgegangen wird, ist dieser Ansatz relevant und wird hier vorgestellt<sup>3</sup>.

Unter beruflicher Sozialisation versteht Heinz (1999) den „Aneignungs- und Veränderungsprozess von Fähigkeiten, Kenntnissen, Motiven, Orientierungen und Deutungsmustern, die in der Arbeitstätigkeit eingesetzt werden können“ (S. 52). Daher umfassen berufsbezogene Lern- und Entwicklungsprozesse nicht nur die Qualifikation für die Arbeit, sondern auch die gesamte Persönlichkeitsentwicklung (Heinz 1980, Lempert 2006). Berufliche Sozialisation beinhaltet gewollte und ungewollte, bewusste und unbewusste Einflüsse der sozialen Umwelt auf die psychosoziale Entwicklung (Lempert 2006) und stellt durch das Erlangen einer Erwerbsarbeit eine wesentliche Schnittstelle dar, an der sich der Einzelne in Beziehung zur Gesellschaft setzen kann (Ohlbrecht 2007).

Heinz (1999) postuliert für die Erforschung beruflicher Sozialisationsprozesse vor allem den Prozesscharakter der Persönlichkeitsentwicklung und das Ausmaß der Selbstbeteiligung bei der Gestaltung von Arbeitssituationen als die zentralen Themen im Lebenslauf. Arbeitsbedingungen und Berufsverlaufsmuster sind für ihn in einer Wechselbeziehung mit Arbeitserfahrungen und Berufsbiographien zu betrachten. Daher versteht er unter beruflicher Sozialisation keinen Determinationsprozess der Persönlichkeit durch die Arbeit, sondern einen Prozess der aktiven Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Berufsrealität.

Diese Auffassung von beruflicher Sozialisation entwickelt Lempert (1998, 2002) weiter, indem er den interaktionalen Anteil betont und die Prozesse berufsbedeutsamer Sozialisation weiter differenziert. Unter beruflicher Sozialisation versteht Lempert (1998) „die Entwicklung, das heißt die Entfaltung, Verfestigung und Veränderung individueller Persönlichkeitsstrukturen in Prozessen der direkten und indirekten Auseinandersetzung (Interaktion) mit sozialen und sozial geprägten Merkmalen beruflicher und betrieblicher Umweltstrukturen, die dadurch selbst reproduziert, aber auch transformiert werden können“ (S. 186).

Aus diesen Überlegungen heraus entwickelte Lempert (2006) das *Interaktionistische Modell beruflicher Sozialisation* (Abbildung 2). Es beschreibt das Zusammenspiel von *sozialen Umweltstrukturen*, wie Arbeitsmarkt und Betriebsstrukturen, mit *individuellen Persönlichkeitsstrukturen*, die sich aus fachlicher Qualifikation, sozialer Orientierung und allgemeinen Persönlichkeitsmerkmalen zusammensetzen. Hieraus ergeben sich verschiedene *Prozesse berufsbedeutsamer Sozialisation* wie der Sozialisation für den Beruf (Elternhaus und Schule), der Sozialisation durch den Beruf (Ausbildung, Erwerbstätigkeit, Weiterbildung) und der beruflich bedeutsamen außerberuflichen Sozialisation im privaten und öffentlichen Leben. Diese Prozesse werden charakterisiert durch Kontinuität bzw. Diskontinuität. Sie basieren auf der Wahrnehmung und Deutung einzelner Faktoren, deren kognitiven und emotionalen Verarbeitung sowie dem daraus folgenden Verhalten und Handeln.

---

<sup>3</sup> Für einen Überblick über die verschiedenen Ansätze und ihre Vertreter vergleiche Lempert (2007).

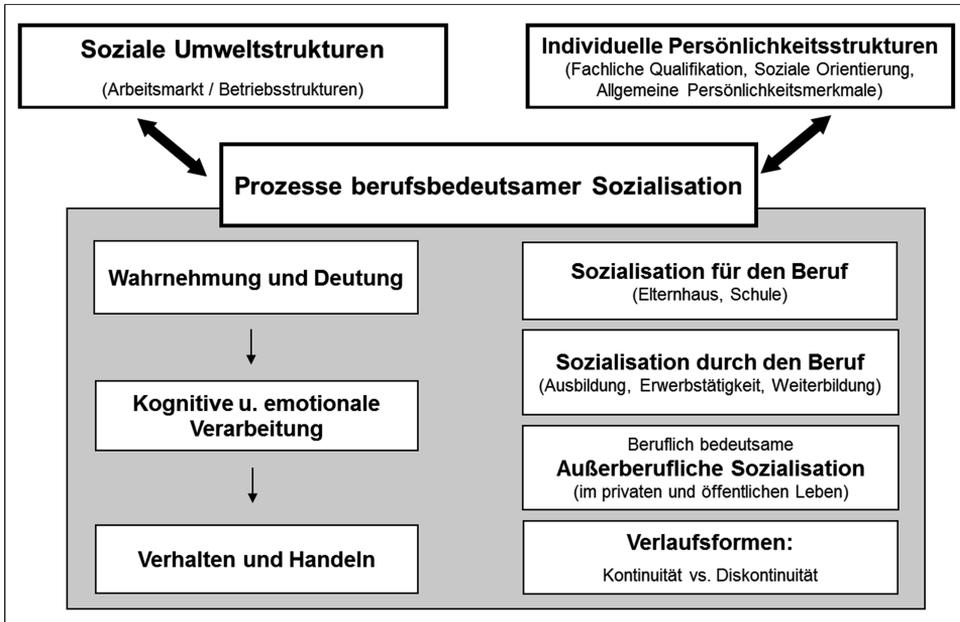


Abb. 2: Interaktionistisches Modell beruflicher Sozialisation (adaptiert nach Lempert 2002, S. 41)

Das Interaktionistische Modell beruflicher Sozialisation verdeutlicht die Vielschichtigkeit beim Zusammenwirken verschiedener Faktoren in der beruflichen Entwicklung von Menschen mit ADHS. Gleichzeitig ermöglicht es aber auch eine Komplexitätsreduzierung, die eine Analyse beruflicher Verläufe von Menschen mit ADHS und der dahinter liegenden Entwicklungsdynamiken ermöglicht. Im Laufe der Arbeit wird somit immer wieder ein Bezug zu diesem Modell hergestellt, um die Ergebnisse der Analyse daran zu verdeutlichen.

Nachfolgend werden nun verschiedene Berufswahl- und Laufbahntheorien vorgestellt, die sich auf mögliche Determinanten für die Berufswahl und langfristige Prozesse in der beruflichen Entwicklung konzentrieren.

### 2.2.3 Berufswahl- und Laufbahntheorien

Der Beginn der Entwicklung der heutigen Berufswahl- und Laufbahntheorien geht zurück auf Frank Parson und seine Publikation *Choosing a Vocation* (1909). In dieser stellt er als erster ein systematisches, auf die Passung zwischen Individuum und Beruf ausgelegtes Konzept zur beruflichen Beratung vor. Frank Parson legte damit die Basis für die darauf folgenden theoretischen Entwicklungen.

Seitdem entstanden verschiedene Modelle, die sich in den ihnen zugrunde liegenden theoretischen Ansätze unterscheiden. Zu den bekanntesten Theorien gehören die *Berufswahltheorie* nach John L. Holland (1959, 1985), die von der Wichtigkeit der Passung zwischen den Interessen des Individuums und der beruflichen Umwelt ausgeht, um eine gute Berufswahl zu treffen; die *Theorie der Laufbahnentwicklung* nach Donald E. Super (1953, 1969, 1980), die die berufliche Entwicklung aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive betrachtet und insbesondere das berufliche Selbstkonzept ins Zentrum